

rowohlt
e-BOOK

Rachel Kushner

Telex
aus
KUBA



Roman

Telex aus Kuba

Roman

 rowohlt
e-BOOK

Bestsellerautorin Rachel Kushner begeistert mit ihrem ersten Roman "Telex aus Kuba"», für den sie ebenso wie für "Flammenwerfer" für den National Book Award nominiert war, was noch niemandem vor ihr gelungen.

In «Telex aus Kuba», einem packenden Roman über die kubanische Revolution, sind sie alle versammelt – die Castros, Che Guevara, der Diktator Batista und US-Präsident Eisenhower.

Aber erzählt wird die Geschichte hauptsächlich von zwei Jugendlichen, Everly Lederer und K.C. Stites, die füreinander bestimmt zu sein scheinen: sie die Tochter des Chefs einer amerikanischen Nickelmine und er der Sohn eines leitenden Angestellten der United Fruit Company. Aus den Brüchen zwischen dem, was sie voller Faszination und Erschrecken wahrnehmen, tritt allmählich die Geschichte eines ebenso wagemutigen wie bisweilen absurden Freiheitskrieges zutage.

Verwickelt in ihn sind, mit oft dubiosen Interessen, auch ein französischer Agent mit SS-Vergangenheit, eine kubanische Tänzerin mit erotischem Hang zur Macht, zahlreiche karrierebewusste Saubermänner und ihre

dekadenten Gattinnen, Dschungelkämpfer und schmutzige Geschäftemacher.

Rachel Kushner hat einen tropisch glitzernden historischen Moment des 20. Jahrhunderts mit großer Raffinesse so verdichtet, dass er die Ereignisse wie durch ein Brennglas zeigt. Man liest mit allen Sinnen, sieht, schmeckt, fühlt mit den Figuren und überlässt sich Kushners herausragender erzählerischer Kraft.

«Ein brillant gemaltes, verspieltes, literarisch anspielungsreiches und farbiges Revolutionspanorama. Faszinierend.» *Die Welt*

«Ein auf jeder Seite mitreißender, dschungelartig dichter Roman.» (Süddeutsche Zeitung) «Ein außerordentliches Kunststück, voll sprudelndem Leben.» *Paula Fox*

«Vielschichtig und faszinierend.» *The New York Times Review*

«Mit der Wucht eines Tropensturms erzählt Rachel Kushner ... Castros Revolution aus der Sicht zweier Teenager, die der kolonialen Oberschicht entstammen.»

Fokus

«Rachel Kushner hat ihre Geschichte mit genialer Lässigkeit aufgeschrieben, [...] ein großartiger Sommerroman.» *Literatur Spiegel*

«Das faszinierende Porträt einer Gesellschaft am Abgrund.» *Brigitte*

«Ein genauso bilderreiches wie subtiles, momenthaft verweilendes Epos.» *Der Tagesspiegel*

«Mit witzig-ironischem Blick schildert die Autorin, wie sich zweitklassige Manager und zwielichtige Gestalten aus den USA auf den Plantagen als Herren aufspielen. Es ist das Portrait einer dekadenten Gesellschaft, kurz vor der Vertreibung aus dem Paradies.» *SRF Kultur 2*

Rachel Kushner wurde international bekannt mit ihrem Bestseller «Flammenwerfer», der u.a. ein Finalist für den National Book Award 2013 war, ebenso wie «Telex aus Kuba» im Jahre 2008. Ihre Romane sind in fünfzehn Sprachen übersetzt. Sie publiziert in Zeitschriften wie dem «New Yorker», «Harper's», der «New York Times» und dem «Paris Review». 2013 erhielt sie ein Guggenheim-Stipendium. Kushner lebt in Los Angeles.

«Ein außerordentliches Kunststück, voll sprudelndem Leben.» (Paula Fox)

«Vielschichtig und faszinierend.» (The New York Times Review)

«Mit der Wucht eines Tropensturms erzählt Rachel Kushner ... Castros Revolution aus der Sicht zweier Teenager, die der kolonialen Oberschicht entstammen.» (Fokus)

«Rachel Kushner hat ihre Geschichte mit genialer Lässigkeit aufgeschrieben, [...] ein großartiger Sommerroman.» (Literatur Spiegel)

«Das faszinierende Porträt einer Gesellschaft am Abgrund.» (Brigitte)

«Ein genauso bilderreiches wie subtiles, momenthaft verweilendes Epos.» (Der Tagesspiegel)

«Mit witzig-ironischem Blick schildert die Autorin, wie sich zweitklassige Manager und zwielichtige Gestalten aus den USA auf den Plantagen als Herren aufspielen. Es ist das Portrait einer dekadenten Gesellschaft, kurz vor der Vertreibung aus dem Paradies.» (SRF Kultur 2)

Dieses Buch ist für Jason Smith

Karte



Dort wo alles friedlich lacht -
Lust und Heiterkeit und Pracht.

- «Einladung zur Reise»

* PROLOG *

Everly Lederer, Januar 1952

Dort auf dem Globus war er, eine gestrichelte Linie in dunklerem Blau auf dem heller blauen Atlantik. Wörter in blasser Kursivschrift: *Wendekreis des Krebses*. Die Erwachsenen sagten, sie solle aufhören zu fragen, was das sei, als wäre ihre langweilige Antwort befriedigend: «Ein Breitengrad, in diesem Fall der dreiundzwanzigeinhalbte.» Sie stellte sich Gänseblümchenketten aus Seegras vor, die über das Wasser bis an einen fernen Horizont reichten. Auf dem Globus gab es verschiedene Blauschattierungen, die sich in Schichten um die Kontinente legten. Aber wie konnte das Meer, das doch zu keinem Land gehörte, geographische Zonen haben? Unterteilungen auf einer Oberfläche, der Regen und Grenzen gleichgültig sind, die keinen Gegenstand an einem Punkt festzuhalten vermag? Sie hatte mal einen alten Globus gesehen, auf dem ein einziger Ozean, Ozean genannt, die ganze Erde umspannte. Anstelle des Nordpols gab es da eine Gegend, die «Himmel» hieß. Anstelle des Südpols die «Hölle».

Aus einer Liste von Themen wählte sie die Farbe Schwarz und schrieb ihr Buchreferat, obwohl sie fand, dass sie der *Schatzinsel* unrecht tat, indem sie die Geschichte auf diverse schwarzfarbige Dinge reduzierte, denn um Schwarz

ging es darin nicht, eher vielleicht darum, dass Jungen Väter brauchen und Kinder manchmal klüger sind als Erwachsene und nicht für die gleichen Laster anfällig. Die Piratenflagge war schwarz, auch der Schwarze Hund, der so geheimnisvoll im Admiral Benbow auftaucht und Rum verlangt. Es gab schwarze Nächte auf der einsamen Insel, verstohlenes Herumgeschleiche in weiterer Schwärze: dem Schwarz der Gefahr. Außerdem die «schwarzen Flecken», die Piraten einem gaben – eine Art Drohung. Eigentlich ein Todesurteil. «Wer hat mir den schwarzen Fleck geschickt?», fragte Silver. Dieses konkrete Todesurteil: auf einem Blatt Papier verschmierte Holzasche. Das Blatt aus einer Bibel gerissen, die nun ein Loch in der Offenbarung hatte. Und Löcher sind auch schwarz.

Sie hatte von Sargassum gelesen, einer nomadischen Seegrassstadt, und gehofft, sie würden Teile davon entdecken. Auch anderes Zeug schwamm im Ozean: Treibgut, Gegenstände, die Seeleute über Bord werfen, um die Schiffslast zu erleichtern, und Strandgut, von der Brandung erfasst und mit aufs offene Meer genommen, Kokosnüsse zum Beispiel, die an den Küsten Europas angeschwemmt wurden, bevor irgendwer wusste, was in westlicher Richtung lag. Vielleicht wurden dort immer noch Kokosnüsse angeschwemmt, aber sie hatten nichts Unheimliches oder Zauberhaftes mehr an sich, weil man sie jetzt auch im Laden kaufen konnte. Damals zeigten die

Menschen sie als exotische Glücksbringer herum. Oder schnitten sie auf. Eine seltsame weiße Flüssigkeit strömte heraus, fettig und übelriechend. Nicht giftig, nur nach einer so langen, beschwerlichen Reise verfault, eine Frucht, die Tausende Kilometer von ihrer Heimat unter den grünen Blättern einer Palme entfernt war.

Von Grün zu Rot gelangt man leicht: Es sind Zwillinge. Membrane, so dünn wie Netzhäute, an den Rückseiten verbunden. Ihr Vater sah Rot als Grün und Grün als Rot. Ein Dauerzustand, versicherte er ihr. Und auf den Antillen wuchs ein rotes Gras, aus dem man grünen Farbstoff machen konnte.

Jetzt stellt euch rote Samtvorhänge vor.

Öffnet sie.

Dahinter befindet sich ein Raum mit perfekter Akustik. Darin ein funkelndes schwarzes Klavier. Sie kann ihr Gesicht darin sehen, als stünde sie über eine flache Schüssel Wasser gebeugt. Sie setzt sich hin und spielt – Chopin, ein Prélude zum Abschiednehmen, zum Träumen in einer Molltonart.

Dreht den Globus langsam einmal ganz herum und kehrt dorthin zurück, wo die gestrichelte blaue Linie die Insel Kuba streift.

Sie wird den Wendekreis des Krebses überqueren und ihr neues Leben beginnen.

*** Erster Teil ***

*** 1 ***

Januar 1958

Es war das Erste, was ich sah, als ich an jenem Morgen die Augen aufmachte. Ein orangefarbenes Rechteck von der Farbe heißer Lava an meiner Schlafzimmerwand. Es kam von dem Licht, das in einem staubigen Strahl durchs Fenster strömte und wie ein langsamer, ruhiger Film an der Wand spielte. Nur dieses sonderbare orangefarbene Licht. Ich war mir sicher, dass es jeden Moment verschwinden würde, wie ein Regenbogen, der auftaucht und im Nu wieder verblasst, du schaust dorthin, wo er eben noch war, und er ist nicht mehr da, höchstens ganz, ganz schwach, und auch das bildest du dir vielleicht nur ein, weil du dich daran erinnerst, was du gerade gesehen hast.

Ich ging zum Fenster und blickte hinaus. Der Himmel war neblig-violett, wie die Farbe der zarten Haut unter Mutters Augen, Halbkreise, die dunkel wurden, wenn sie müde war. Die Sonne eine verschwommene, tiefrote Kugel. Man konnte sie durch den Nebel direkt anschauen, wie einen Edelstein unter Lagen von Seidenpapier. Wahrscheinlich blühte uns irgendeine Art seltsames Wetter. Im Osten

Kubas gab es Tage, an denen ich gleich morgens beim Aufwachen merkte, dass sich das Wetter radikal verändert hatte. Von meinem Fenster aus konnte ich die Bucht sehen, und wenn ein tropischer Sturm aufzog, streute die aufgehende Sonne Lichtbänder in die dichten Wolken, die sich am Horizont über dem Wasser türmten, und färbte sie rosa, als würden sie von innen beleuchtet. Ich liebte das Gefühl, mitten in einem drastischen Umschwung aufzuwachen, zu wissen, dass die Dienstboten, wenn ich hinunterging, hin und her rennen, die Terrassenmöbel hereinholen und Bretter vor die Fenster nageln würden, während draußen, in der warmen, böigen Luft, die erste Riesenwelle als glasige grüne Wand heranbrandete und das Ufer gleich hinter unserem Garten durchnässte. Wenn der Sturm schon angefangen hatte, prasselte der Regen aufs Haus, und es war so dunkel in meinem Zimmer, dass ich die Nachttischlampe einschalten musste, um auch nur die Uhrzeit zu erkennen. Ich fand Veränderungen aufregend, und als ich an diesem Morgen aufwachte und ein Rechteck aus orangefarbenem Licht an meiner Wand sah, hell wie glühende Kohlen, schien es, als würde gleich etwas ganz Besonderes passieren.

Es war früh am Morgen, und Mutter und Papa schliefen noch. Mein Bruder Del war zu dem Zeitpunkt schon drei Wochen weg, seit unserer Rückkehr aus den Weihnachtsferien in Havanna. Obwohl Papa nicht offen

darüber sprach, wusste ich, dass Del mit Raúl's Kolonne oben in den Bergen war. Ich hatte für den Billardsalon in Mayarí nie viel übriggehabt, aber seit Dels Verschwinden lungerte ich öfter dort herum. In Preston etwas über die Rebellen zu erfahren war schwierig. Die Kubaner wussten zwar alle, was los war, aber in Gegenwart von Amerikanern sagten sie nichts. Die Firma übte ziemlich starken Druck auf die Arbeiter aus, damit sie sich von jedem fernhielten, der irgendwas mit den Rebellen zu tun hatte. Wer hätte da mit dem dreizehnjährigen Sohn des Chefs geredet? In Mayarí betranken sich die Leute und machten den Mund auf. Eine Woche davor hatte mich ein alter *campesino* an der Schulter gepackt. War mit seinem Gesicht so nah an meins herangekommen, dass ich seinen Rumatem riechen konnte. Und etwas über Del gesagt. Dass er noch jung sei, aber bald zu einem der ganz Großen werden würde. Einem Befreier der Menschen. Wie Bolívar.

Ich hörte Annie Frühstück machen, Schubladen öffnen und schließen. Ich schlüpfte in meine Pantoffeln und ging hinunter. In der Küche war es so dunkel, dass ich kaum etwas erkennen konnte. Annie hatte alle Fenster verriegelt und die Jalousien heruntergelassen. Ich fragte sie, warum sie nicht die Fensterläden aufklappte oder eine Lampe einschaltete.

Dienstboten haben komische Angewohnheiten – abergläubische –, man weiß nie so genau, was sie

umtreibt. Annie ging in der Dämmerung nicht gern nach draußen. Wenn Mutter darauf bestand, dass sie eine Besorgung machte, band Annie sich einen Schal vor den Mund. Sie sagte, bei Dämmerung versuchten böse Geister, Frauen in den Mund zu fliegen. Annie und unsere Wäscherin Darcina hörten beide gern diesen verrückten Gesundheitsprediger Clavelito im Radio, auf CMQ. Darcina weinte manchmal nachts. Sie sehnte sich so danach, mit ihren Kindern zusammen in einem Bett zu schlafen, sagte sie. Mutter kaufte ihr ein tragbares Radio, damit sie nicht so allein war, und der Gerechtigkeit halber bekam dann auch Annie eins. Was Gerechtigkeit anging, war Mutter ganz groß. Clavelito sagte den Leuten, sie sollten ein Glas Wasser aufs Radio stellen, seine Stimme würde dann das Wasser weihen oder so ähnlich, und sowohl Annie als auch Darcina machten das.

Annie sagte, sie hätte die Läden wegen der Luft draußen geschlossen. Sie sei ganz trüb, kitzle sie in der Nase und mache sie heiser. Wahrscheinlich hätten diese *guajiros* mal wieder ihren Müll verbrannt. Annie mochte die *campesinos* nicht. Sie war Hausangestellte, das ist eine andere Klasse.

Ich setzte mich mit der neuen Ausgabe von *Unifruitco*, unserer Firmenzeitschrift, an den Küchentisch. Sie kam alle zwei Monate heraus, deshalb waren die Nachrichten immer schon etwas veraltet. Dies war die Januarausgabe von 1958, und auf der Titelseite waren mein Bruder und

Phillip Mackey mit einem Schwertfisch abgebildet, den sie im Oktober davor in der Nipe-Bucht gefangen hatten. Damit hatten sie den ersten Preis beim herbstlichen Angelturnier gewonnen. Es war schon seltsam, dieses Foto jetzt zu sehen, da beide fort waren und mein Bruder sich für so etwas wie Angelturniere nicht mehr interessierte. Auf der nächsten Seite war ein Foto von Papa mit Batista und Botschafter Smith auf unserer Yacht abgedruckt, der *Mollie and Me*. Ich blätterte weiter, während Annie Pastetenteig vorbereitete. Sie schnitt kleine Kreise aus dem Teig, belegte sie mit Käse und Guavenpaste, faltete sie zu Halbmonden und verteilte sie auf einem Backblech. Annies *pastelitos de guayaba*, warm aus dem Ofen, waren das Leckerste auf der Welt. Manche Amerikaner in Preston erlaubten ihren Bediensteten nicht, einheimische Sachen zu kochen. Mutter war da wesentlich aufgeschlossener, und einige kubanische Gerichte liebte sie heiß und innig. Mutter kochte nicht selbst. Sie schrieb Listen für Annie. Annie nahm dann zum Beispiel einen riesigen Red Snapper und füllte ihn mit Kartoffeln, Oliven und Sellerie, legte ihn in Butter und Limonensaft ein und backte ihn im Ofen. Das war mein Leibgericht. Sechs Monate davor, an meinem dreizehnten Geburtstag im Sommer '57, hatte Annie gesagt, da ich jetzt ein junger Mann sei und schneller erwachsen würde, als sie gucken könne, wolle sie mir schon mal einen Rumkuchen für meine Hochzeit backen.

Als dreizehnjähriger Junge denkt man nicht unbedingt an Heiraten. Klar hatte ich schon mit ein paar Mädchen rumgemacht, aber so was wie eine förmliche Werbung gab es nicht. Ein Rumkuchen hält sich zehn oder fünfzehn Jahre, und Annie meinte, bis dahin würde ich ja wohl erwachsen sein und eine Frau gefunden haben. Sie ließ in der Maschinenwerkstatt der Firma extra eine fünfstöckige Dose für diesen Kuchen anfertigen. Weiß gestrichen, obendrauf der handgemalte Schriftzug *Kimball C. Stites* und an den Seiten Griffe, mit denen man die Kuchenschichten herausziehen konnte. Was aus dem Kuchen oder der mit meinem Namen versehenen Dose geworden ist, weiß ich nicht. In der Eile des Aufbruchs verlorengegangen vermutlich, wie so viele von unseren Sachen.

Annie schob gerade ihre *pastelitos* in den Ofen, als ich Papas Schritte die Treppe herunterpoltern und Mutter hinter ihm herrufen hörte: «Malcolm! Malcolm, bitte, sei in Gottes Namen *vorsichtig!*»

Ich rannte in die Diele und traf Papa unten an der Treppe. Er stürmte an mir vorbei, als wäre ich unsichtbar, riss die Haustür auf und sprang, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Verandatreppe hinunter. Ich lief in meinem Schlafanzug hinter ihm her. Er steuerte auf die Dienstbotenunterkünfte hinter dem Haus zu und hämmerte bei Hilton Hardy an die Tür. Hilton war Papas Chauffeur.

«Hilton! Aufwachen!» Er klopfte erneut. Jetzt erst bemerkte ich, dass Papa unter der Anzugjacke noch sein knitteriges Pyjamahemd trug.

«Mr. Stites, Mr. Hardy ist bei seiner Familie in Cayo Mambí», rief Annie durch das Fenster der Vorratskammer. Die geschlossenen Jalousien ließen ihre Stimme gedämpft klingen. «Mrs. Stites hat ihm die Erlaubnis gegeben.»

Papa fluchte laut und rannte zur Garage, wo Hilton die Firmenlimousine geparkt hatte, einen funkelnden schwarzen Buick. Wir hatten zwei davon – Dynaflows, mit verchromten ovalen Lüftungslamellen an den vorderen Kotflügeln. Papa öffnete die Garagentüren und setzte sich in den Wagen, startete ihn aber nicht. Er stieg wieder aus und rief zum Haus hoch: «Annie! Wo hat Hilton die Schlüssel von dem verdammten Ding?»

«An einem Haken da drinnen, Mr. Stites. Mr. Hardy hat alle Schlüssel an Haken», rief sie zurück.

Papa fand den Schlüssel, startete den Buick und fuhr rückwärts aus der Garage. Ich sah vom Gartenweg aus zu und wagte nicht zu fragen, was los war. Er brauste die Einfahrt hinunter, dass der Kies nur so spritzte, und bog rechts auf die Avenida ab.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich Papa am Steuer seines eigenen Wagens sitzen sah. Er hatte sonst immer einen Fahrer. Papa trug jeden Tag einen weißen Segeltuchanzug mit perfekten Bügelfalten, gestärkt bis

zum Gehtnichtmehr. Weißes Hemd, weiße Krawatte und Panamahut. Auf seinen nachmittäglichen Runden wurde er von Hilton Hardy in der Buick-Limousine chauffiert. Bei jedem Halt servierte ihm eine Sekretärin einen kleinen Schwarzen, kubanischen Kaffee für zwei Cent. Sie wussten genau, zu welcher Zeit er kam und wie er seinen Kaffee mochte: ein fingerhutgroßer Schluck ohne Zucker. Ein «halber Halber», wie er es nannte. Seiner Meinung nach wurde er nie krank, weil sein Magen mit dem Zeug beschichtet war. Papa war altmodisch. Er hatte seine Gewohnheiten, und er nahm sich Zeit. Er war keiner, der sich hetzen ließ.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie die Zuckerrohrschneider lebten: in Einzimmerbaracken, sogenannten *bohios*. Nackter Erdboden, ein Topf in der Mitte des Raums, keine Fenster, kein Wasser, kein Strom. Licht kam nur durch den offenen Eingang und die Ritzen in den mit Stroh verkleideten Palmblätterwänden. Sie schliefen in Hängematten. Sie wohnten dort unbefugt, aber die Firma duldete es, denn irgendwo mussten sie während der Erntezeit ja bleiben. In den restlichen Monaten des Jahres – der toten Zeit, wie sie sagten – waren sie *desolajos*. Ich weiß nicht, was sie dann machten. Auf der Suche nach Arbeit durch die Gegend wandern, nehme ich an. In dem Barackendorf, wo die Zuckerrohrschneider

wohnten - dem Batey - liefen überall nackte Kinder herum. Schuhe besaß keiner, und die Füße der Leute hatten rundherum harte Schalen aus Hornhaut. Sie kochten ihre Mahlzeiten unter freiem Himmel, auf Mangrovenholzkohle. Holten sich ihr Wasser aus einem Zapfhahn am Rand der Zuckerrohrfelder. Sie mussten es in Eimern tragen, aber die Firma erlaubte ihnen, so viel zu nehmen, wie sie wollten. Damit erging es ihnen eindeutig besser als den Bergarbeitern drüben in Nicaro. Die waren Angestellte der US-Regierung und mussten sich ihr Wasser aus dem Fluss holen - dem Levisa -, in den auch die Abgänge von der Nickelgrube geschüttet wurden. Die Nicaro-Arbeiter tranken aus dem Fluss, badeten im Fluss, wuschen ihre Wäsche im Fluss. Wenn man sein Fahrrad nach dem Regen im Levisa wäscht, wird es blitzsauber. Das weiß jeder Kubaner. Keine Ahnung, wieso, aber es funktioniert wirklich. Wenn es geregnet hatte, trafen sich alle dort unten, und die Jungs und Männer wateten in Unterhosen in den Fluss, um dort ihre Autos und Fahrräder zu waschen.

Die amerikanischen Kinder und Jugendlichen, die in der Avenida wohnten, durften Preston eigentlich nicht verlassen und schon gar nicht ins Batey der Zuckerrohrschneider gehen. Ich glaube, das war Firmenpolitik. Innerhalb Prestons durften wir überallhin. Jenseits der Ortsgrenzen riskierten wir Ärger. Aber Hatch Allains Sohn Curtis Junior und ich gingen andauernd ins

Batey. Wir waren Jungs und von Natur aus neugierig. Manchmal fanden dort Tanzabende statt, bei denen wir uns einschlichen. Curtis mochte kubanische Mädchen. Das war auch so was – einige amerikanische Jugendliche gingen nur mit Kubanern. Phillip Mackey und Everly Lederers Schwester Stevie aus Nicaro zum Beispiel, und beide wurden dann in die Staaten aufs Internat geschickt. In Phillips Fall lag das allerdings nicht nur an den Mädchen, sondern auch daran, dass er und mein Bruder in Schwierigkeiten geraten waren, weil sie den Rebellen geholfen hatten. Dem armen Curtis gaben die kubanischen Mädchen nie die Chance, in Schwierigkeiten zu geraten. Er war schmutzig und hatte abstehende Ohren, und die Mädchen mochten ihn einfach nicht. Ich versuchte ihm zu erklären, dass man sich ein bisschen unnahbar geben musste, so ein bisschen nach dem Motto «Friss, Vogel, oder stirb», selbst wenn man sich in Wahrheit nicht so fühlte, aber das kapierte Curtis einfach nicht.

Es war Papas Idee, den Zuckerrohrschneidern ein Stück Land zu geben, damit sie für sich selbst sorgen, Yucca und Süßkartoffeln anbauen konnten. Er glaubte an die Autarkie. Er holte Pfarrer Crim herüber, als Leiter der Landwirtschaftsschule von United Fruit. Die Kinder der Zuckerrohrschneider waren überwiegend Analphabeten. Sie lernten praktische Dinge: Ackerbau und Haushaltsführung, methodistische Werte. Papa betrachtete

es als seine Pflicht, ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen, aber er hätte keine Kinder von der Straße bei uns aufgenommen, wie meine Mutter es tun wollte. Meine Mutter war die wahre Liberale. Sie gab den Leuten an der Hintertür zu essen. Sie hätte sie auch ins Haus gelassen, wenn mein Vater ihr keine Grenzen gesetzt hätte. Wenn es im Batey ein Kind gab, dem es schlechtging, das verkrüppelt, zurückgeblieben oder krank war, schickte meine Mutter jemanden hin, der es abholte und ins Krankenhaus der Firma brachte. Zur Weihnachtszeit setzte sie sich auf ihr Pferd und ritt mit Geschenken und Spielsachen übers Land. Sie hätte das gern allein gemacht, aber mein Vater erlaubte es nicht. Also ritt immer einer der Wachleute von United Fruit hinter ihr her. Es waren wohl eher Polizisten als Wachleute; sie trugen Schusswaffen und *guamparas* - so was Ähnliches wie Macheten, mit einer großen, flachen Klinge, mit der man jemandem eins überziehen konnte. Meine Mutter ritt auf ihrem Pferd überall auf dem Land herum. Einmal nahm sie Leute von *National Geographic* mit auf ihre Tour, die eine Menge Fotos machten. Das ist für mich immer noch die beste Zeitschrift. Wenn meine Mutter angeritten kam, strömten die Kubaner aus ihren Häusern und scharten sich um sie. Sie liebten sie. Sie wollten sie berühren. So eine Wirkung hatte sie.

Papa war gerade bei seinem Bruder in Indiana zu Besuch, als er sie zum ersten Mal sah, in der Nähe von Crawfordsville. Mutter war das Benzin ausgegangen. Er sah sie am Straßenrand entlanglaufen - plötzlich sei da dieser Engel gekommen, sagte er immer. Mutter war einmal Maikönigin gewesen und Präsidentin von Kappa Kappa Gamma am DePauw. Als sie starb, musste ich der Verbindung ihre Anstecknadel zurückgeben. Harlan Sanders - das ist Colonel Sanders - stammte auch aus Indiana und war zeit seines Lebens in Mutter verliebt. Einmal, auf dem Weg nach Cumberland Falls, waren wir seine Gäste im Sanders Motor Court. Seine fatale Schwäche für sie war ihm deutlich anzumerken. Als er uns begrüßte, zitterten ihm die Hände, und er wurde rot. Ich glaube, Papa fand das amüsant. Er gab gern mit ihr an. Mutter war eine schöne Frau und immer sehr gepflegt. Sie wusch sich das Gesicht nie mit Seife, nur mit Creme, und achtete auf ihre Gesundheit. Sie ließ die Bediensteten Joghurt herstellen, als es noch sehr ungewöhnlich war, welchen zu essen. Jeden Abend vor dem Schlafengehen saß sie an ihrem Tisch und bürstete sich hundertmal die Haare. Als Junge bemerkt man solche Sachen. Zwei- oder dreimal im Jahr fuhr Papa mit uns nach Miami, um neue Kleidung für Mutter zu kaufen. Er reservierte dann im Burdines einen Raum nur für uns allein. Er, Del und ich saßen zusammen mit Mutter da, während die Mannequins uns

verschiedene Sachen vorführten. Gefiel uns etwas, probierte Mutter es an, kam aus der Kabine und drehte sich einmal um sich selbst. Wenn wir uns einig waren, dass es schön aussah, kaufte Papa es. Mutter sagte, sie würde nie etwas tragen, was ihre Männer nicht für gut befunden hätten. Anfangs wollte ich den Nachmittag nicht in einem Ankleideraum verbringen. Aber mit der Zeit fand ich Gefallen an dem Ritual und daran, wie schön Mutter sich kleidete. Als Del sich mit Phillip Mackey herumzutreiben begann, ließ sein Interesse an Familienunternehmungen nach, und er kam nicht mehr mit nach Miami. Ohne ihn machte es nicht so viel Spaß, aber Mutter war glücklich, dass ich dabei war, und mich erfüllte es mit Stolz, ihr beim Aussuchen ihrer Kombinationen zu helfen, der Sohn zu sein, auf den sie sich verlassen konnte. Später, als ich auf der Militärschule war, zogen wir uns für Tanzabende und offizielle Anlässe fein an, und dank Mutter wusste ich, wie ich mich zurechtzumachen hatte. Das war mir wichtig. Eleganz bedeutete für Mutter, eine schlichte Aufmachung zu wählen und mit einem einzelnen auffälligen Detail – einer Krawatte vielleicht – zu kombinieren, um einen kleinen Akzent zu setzen. Ich denke heute noch an sie, wenn ich mich fein mache.

Hütten mit nacktem Erdboden, kein fließend Wasser – die Art, wie diese Menschen wohnten, war für mich ganz normal. Ich war ein Kind. Aber Mutter gefiel es nicht,

obwohl Papa sie daran erinnerte, dass ihre Firma ihnen höhere Löhne zahlte als jedes kubanische Zuckerunternehmen. Mutter fand es einfach furchtbar, wie auf den kubanischen Plantagen gearbeitet wurde. Der Gedanke, dass eine Rasse ihre eigenen Leute ausbeutete, brach ihr das Herz. Die Zuckerrohrschneider waren zwar alle Jamaikaner – es war kein einziger Kubaner dabei –, aber ich wusste, was sie meinte: Einheimische nutzten andere Einheimische aus, braun gegen schwarz, so ungefähr. Sie war stolz auf Papa, stolz darauf, dass die United Fruit Company einen gewissen Standard hielt, aus Fairnessgründen bessere Löhne zahlte als nötig. Sie hoffte, sagte sie immer, das werde die Kubaner dazu bewegen, ihre Leute ein bisschen besser zu behandeln.

Ich wusste, dass etwas Schlimmes passiert war, als ich Papa so im Pyjamaoberteil davonbrausen sah. Ich lief wieder ins Haus, um mich anzuziehen, und hörte Mutter währenddessen mit Mr. LaDue telefonieren. Sie entschuldigte sich für den frühen Anruf. «Mr. Stites hat mich gebeten, Sie zu informieren, dass auf den Zuckerrohrfeldern ein Feuer ausgebrochen ist», sagte sie. Natürlich war es ein Feuer. Nichts anderes hätte das seltsame orangefarbene Licht erklären können. «Er hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass er hingefahren ist.» Selbst in einer Krise wahrte Mutter immer die Form, blieb

korrekt und gefasst. So war sie bis zum Schluss. Leicht war das nicht für sie, das können Sie mir glauben. Alles zu verlieren. Und nicht nur das Haus, unsere ganze Welt, sondern auch ihren ältesten Sohn, der da oben bei diesen Leuten war.

Danach war Mutter in der Küche und sprach mit Annie, und es schien mir das Beste, leise zu sein und mich unbemerkt hinauszuschleichen. Unser Haus lag ganz am Ende der Avenida direkt an der Uferbefestigung, gegenüber von meiner Schule, der Preston Academy for American Children. Ich öffnete das Tor und ging nach rechts in Richtung Marktplatz. Die Avenida war die Straße, wo die Geschäftsführer wohnten, mit abgesperrtem Tor und Wächtern am Eingang. In Preston gab es eine Hackordnung, und wir wohnten im größten Haus am Ende der Straße und hatten unsere eigenen Privatwächter, einen für den Tag und einen für die Nacht. Die Nachtwächter hießen *serenos*, und einer von ihnen saß immer bis zum Morgengrauen auf unserer Treppe. Es war noch früh – kaum sechs Uhr – und auf der Straße alles friedlich und ruhig. Das Einzige, was ich hörte, waren die Pfauen von Mrs. LaDue. Jedes Haus in der Avenida hatte eine Laube mit Bougainvilleen am Eingangstor und herrlichen Gärten. Die Firmengärtner hielten alles tadellos gepflegt. Eine Brise strich über die Bougainvilleen und wehte leuchtend rosafarbene Blätter über den Gehweg. Auf jeder Veranda

lag, mit einem Gummiband zusammengerollt, die neuste *Unifruitco*. Ich kam am Schwimmbad vorbei, wo wir am Wochenende davor, als die Cabot Lodges bei uns zu Besuch waren, eine große Grillparty veranstaltet hatten. Henry Cabot Lodge war ein älterer Mann, aber er hatte in Harvard zum Schwimmteam gehört und war mit uns Kindern aufs Dreimeterbrett geklettert, um Saltos und Hechtsprünge zu machen. Die Cabot Lodges waren vor ein paar Tagen nach Boston zurückgekehrt. Jetzt lag das Becken verlassen und ruhig da. Ich sah, dass sich etwas auf der Wasseroberfläche sammelte, ein gräulicher Film. Es war Asche, die aus der Luft herunterschwebte.

Die Wachstation befand sich am Ende der Straße. Ich winkte dem Wärter zu und ging weiter. Vom Marktplatz aus, wo der Hauptsitz der Firma mit Papas Büro war, konnte ich rechts die Fabrik sehen. Während der Erntezeit war sie vierundzwanzig Stunden am Tag in Betrieb, hell erleuchtet wie ein Weihnachtsbaum. Die Maischapparate liefen, der Zuckersirup kochte, die Zentrifugen summten. Aus den zwei riesigen Fabrikschornsteinen hätte eigentlich Rauch aufsteigen müssen, aber sie waren beide kalt. Mit geschnittenem Zuckerrohr beladene Waggons standen direkt vor der Fabrik auf den Schienen, bereit, hineingerollt und in die Maischapparate geleert zu werden. Frisch geschnittenes Zuckerrohr darf nicht lange liegen, sonst wird es sauer und trocknet aus. Der ganze

Gewinnungsprozess war darauf ausgelegt, dass das nicht passierte.

In Preston war die Luft immer vom Geruch nach siedendem Zuckerrohrsirup, sogenanntem *meladura*, erfüllt. Ein warmer, malziger Geruch, den ich liebte. Ich habe ihn heute noch in der Nase. An diesem Morgen nahm ich verschiedene Gerüche wahr, die mir nicht unbedingt vertraut waren. Ich lief zum Bahnübergang. Der Schrankenwärter würde schon wissen, was los war und wo ich Papa finden konnte, dachte ich mir. Jenseits der Tennisplätze lagen der Golfplatz und die Polofelder, dahinter war meilenweit nichts als Zuckerrohr. Ein gelblicher Köter, einer von diesen dünnen, kleinen kubanischen Hunden, trottete neben mir her. Je näher ich den Feldern kam, desto stärker wurde der eigenartige Geruch. Der Hund lief im Zickzack und hielt schnuppernd die Nase in die Luft. Es roch nach verbranntem Zucker, ein scharfer, rußiger Geruch, wie wenn einer von Annies Kuchen überquoll und auf den Ofenboden tropfte.

Am Bahnübergang stand kein Wärter, was mich wunderte. Drei Gleise liefen hier zusammen, und andauernd kamen Züge. Einer, zur Hälfte mit gehäckseltem Zuckerrohr gefüllt, stand verlassen da, als hätte jemand von einem Moment auf den anderen die Arbeit eingestellt. Ich stieg über die Schienen und ging auf der Zufahrtsstraße an einer Reihe Arbeiterhütten vorbei. Am